

"Ich bin der Doktor Eisenbart..."

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **36 (1928)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich bin der Doktor Eisenbart...“

Am 11. November 1927 waren 200 Jahre seit dem Tode dieses berühmten „Wunderdoktors“ vergangen, dessen Namen in Deutschland allgemein bekannt ist, von dem sich aber nur wenige eine klare Vorstellung machen können, den weite Kreise als freie Phantasieschöpfung betrachten.

Und doch hat dieser Wunder- und Wunderdoktor tatsächlich gelebt. Er wurde um 1660 zu Wiebach (bei Regensburg) geboren und ist auf einer Geschäftsreise in Hann.-Münden am 11. November 1727 gestorben und dort ansehnlich begraben worden. Dieser „Königl. Großbritannische und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgische Landarzt“, wie auf seinem mächtigen Leichensteine zu lesen ist, gilt seit dem bekannten Liebe (1818 in einem Göttinger Kommerzsbuche zuerst veröffentlicht) als der Typus des unwissenden, kurpfuschenden Marktschreiers, der sich nichtsdestoweniger der gefährlichsten Operationen erdreistete. Indessen ist zu seiner „Ehrenrettung“ zu sagen: Johann Andreas Eisenbart war rein handwerklich äußerst tüchtig. Auch als technischer Erfinder leistete er manches. Er konstruierte ein Instrument zur Beseitigung von Nasenpolypen und eine besondere Nadel zum Operieren des Stars. Je zahlreicher seine operativen Erfolge waren, desto prahlerischer trat er auf. Seinen Selbstanpreisungen pflegte Eisenbart, der sich auch „Okulist, Schnitt- und Wunderarzt“ nannte, mit beneidens-

wertem Selbstgefühl voranzuschicken: „Ich bin der berühmte Eisenbart.“ Wenn er nicht Nasenschwarten, Gallensteine, Brüche oder ähnliche Gebrechen behandelte, vertrieb er seinen „balsamischen Haupt-, Augen- und Gedächtnis-Spiritus“, der gegen Augenleiden, Flüsse, Schwindel, Ohrensausen und Kopfschmerzen helfen sollte und von dem das Lot zwölf Groschen kostete. Auch gegen Finnen, Leberflecke und Runzeln hielt der Mann „probate“ Mittel bereit, so daß seine Volkstümlichkeit sich im deutschen Lande immer mehr ausbreitete. Kurz vor seinem Tode übertrug er das einträgliche Gewerbe seinem Sohne Gottfried.

Während „Doktor“ Eisenbart und seine Kollegen trotz ihrer bedenklichen, nicht selten lebensgefährlichen Gewalttaten vertrauensselige Verehrung beim Volke genossen und demgemäß hohe Einkünfte besaßen, war man mißtrauisch gegen die wissenschaftlich gebildeten Ärzte, die es verschmähten, durch auffallendes Gebaren von sich reden zu machen. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts ist durch Erfindung zahlreicher zweckmäßiger, heute selbstverständlicher Instrumente und Untersuchungsmethoden ein solcher Fortschritt in der Heilkunde erzielt worden, daß die auf Aberglauben und jeglichem Unwissen fußende Kurpfuscherei großen Stils heute kaum mehr möglich ist.

Für das Schweizerobst.

Eine wichtige nationale Aufgabe.

Unter diesem Titel bringt der Verband gegen die Schnapsgefahr folgende Ausführungen, die sicherlich eines der wichtigsten Kapitel der Hygiene beschlagen:

Der schweizerische Obstbau machte in den letzten Jahren schwierige Zeiten durch, die

für unsere auch sonst bedrängte Landwirtschaft doppelt schmerzlich waren.

Da die Obsternte 1928 durch das Zusammenreffen von Spätfrost und Dürre außerordentlich reduziert wurde, kam das heuer nicht zum Ausdruck. Aber oft wurden